Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 31 (1955-1956)
Heft: 8

Artikel: Schweizerischer Lebensstil im Zeitalter der Technik
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1072328

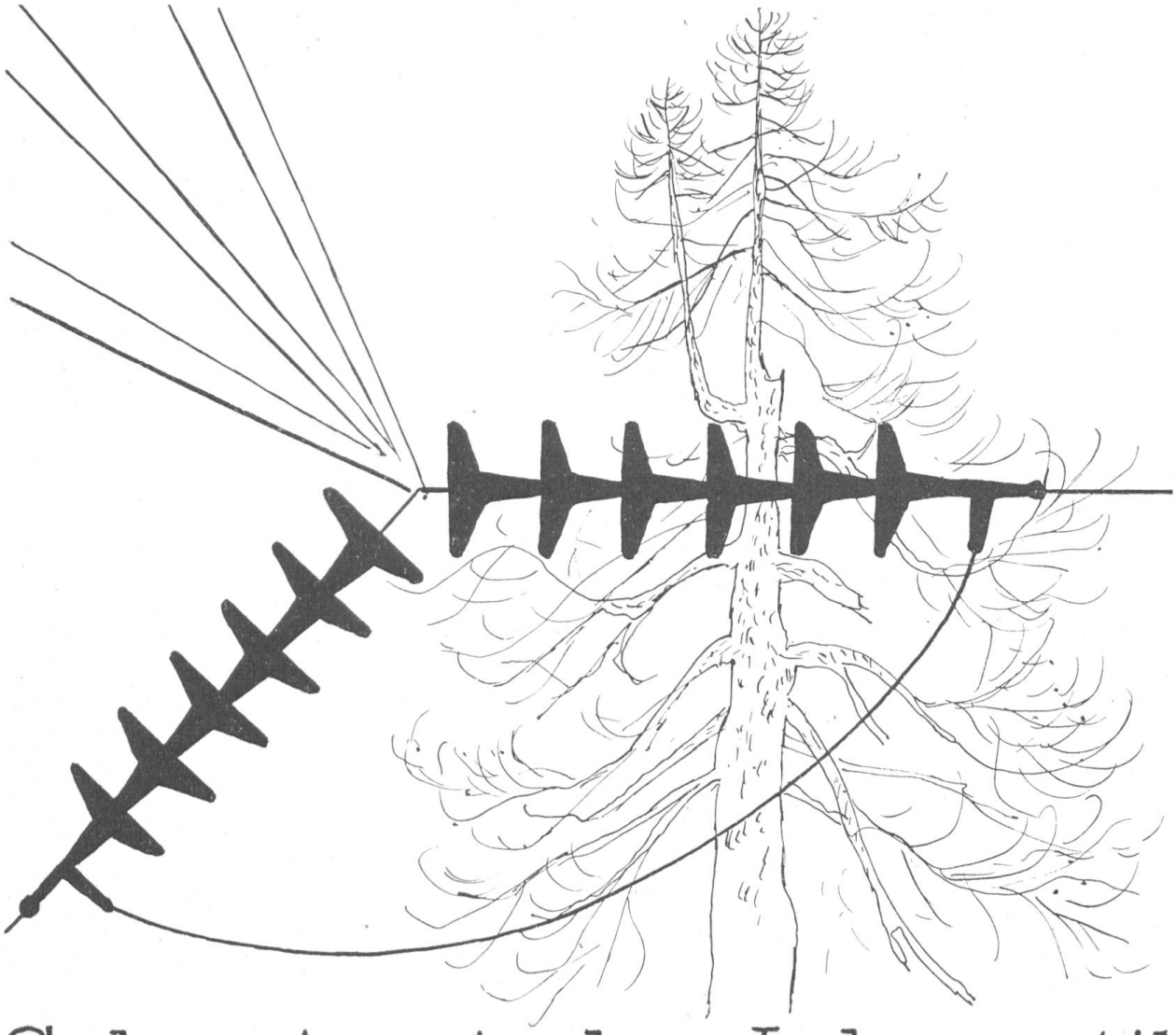
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Schweizerischer Lebensstil im Zeitalter der Technik

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

Fern im Süd das schöne Spanien

Wer letzten Herbst die Costa Brava besuchte, d. h. jenen Teil der spanischen Küste, der zwischen der französischen Grenze und Barcelona liegt, begegnete mehr Schweizerwagen als etwa im Engadin. Warum ist Spanien ein so beliebtes Reiseziel geworden? Gewiß, zum Teil deshalb, weil es dort billiger ist und man die Genugtuung hat, feststellen zu können, daß man jedesmal 30 Rappen erspart, wenn man einen Apéritif genehmigt. Aber der eigentliche Grund ist doch ein anderer. Was die Schweizer – und auch die Deutschen, Engländer und Amerikaner auf der Iberischen Halbinsel suchen, ist das Andersartige. Spanien ist eines der wenigen europäischen Länder, die – vorläufig noch – nicht gleichgeschaltet sind, die noch Cachet haben.

Ganz so unberührt ist auch diese schöne Halbinsel nicht mehr, zum mindesten nicht die Costa Brava. Auch hier macht sich immer mehr der Einfluß der Technik bemerkbar. Die Technik aber und ihre Erzeugnisse sind auf der ganzen Welt gleich. Die Tanksäulen in den spanischen Dörfern gleichen jenen in Andelfingen oder in Omaha (Nebraska) wie ein Ei dem andern. Die Rasierapparate und die Ku-

gelschreiber in den Auslagen von Tossa de Mar sind die gleichen Markenprodukte, wie man sie in der ganzen Welt findet. Selbst die Fischer beginnen bereits, wie ihre Kollegen in andern Ländern, Nylon-Netze zu verwenden. In wenigen Jahren wird auch Spanien viel von seiner Eigenart verloren haben, wenigstens soweit diese in Gegenständen sichtbaren Ausdruck findet.

In den meisten andern Ländern ist es schon jetzt so weit, daß man kaum mehr einen Gegenstand auftreiben kann, den man nicht ebensogut zu Hause kaufen könnte. Die Reiseandenken sind meist standardisierte Massenware, oft aus dem Ausland importiert. Das einzig Lokale besteht in einem vom Fabrikanten angebrachten Aufdruck: «Gruß aus Interlaken», «Ricordo di Napoli».

Ich hatte immer die Gewohnheit, auf meinen Reisen meiner Frau oder meinen Kindern einen typischen Gegenstand als Geschenk mitzubringen. Das wird immer schwieriger. Vor zwei Jahren suchte ich auf einem Markt in Ravenna über eine Stunde, ohne etwas zu finden, das es nicht auch in Zürich gibt.

Auch weiter abgelegene Gebiete, wie zum Beispiel Nordafrika, sind von der Gleichschaltung erfaßt worden. Auch dort sind auf den Märkten die herrlichen Tongefäße durch Blechbidons, die getriebenen Kupferbretter durch solche aus Plastik vertrieben worden.

Es ist keine Frage, das Maschinenzeitalter hat sich durchgesetzt, und zwar gründlich. In der Schweiz ist es nicht anders gegangen. Wir müssen uns überhaupt klar darüber sein, daß unser Land von der internationalen Gleichschaltung in besonderem Maße erfaßt wurde. Das Bild unserer Heimat, das wir noch in uns tragen und das wir auch den Ausländern durch die Verkehrspropaganda vermitteln, stimmt schon lange nicht mehr. Die folkloristische Schweiz, wie sie etwa Walt Disney in seinem Schweizerfilm zeigt, ist zwar nicht ausgestorben, aber sie tritt fast nur noch an Festen in Erscheinung.

Es wird für den Touristen immer schwieriger, seine Sehnsucht nach dem Fremden, Andersartigen zu befriedigen. Oft gleichen seine Bemühungen einem Wettlauf mit dem eigenen Schatten. Der Ferienreisende besucht andere Länder, weil sie anders sind, aber gerade dadurch, daß er auftaucht, wirkt er als Zerstörer der nationalen Eigenart.

Plädoyer für die Technik

Diese kulturelle Gleichschaltung, die in den letzten 30 Jahren große Fortschritte machte, bereitet vielen Menschen Kummer. Es sind nicht die Schlechtesten, die sich mit Sorgen fragen, wo das alles hinführt. Die Begeisterung für die Technik, wie sie um die Jahrhundertwende herrschte, ist einem eigentlichen Kulturpessimismus gewichen.

Ich begreife diese Einstellung. Aber vielleicht muß man sich gerade heute doch in Erinnerung rufen, daß, wenn auch nicht alle Blütenträume des 19. Jahrhunderts gereift sind, und die Maschinen nicht, wie viele glaubten, imstande waren, das Paradies auf Erden zu schaffen, sie doch ein Versprechen erfüllten: Die Überwindung der Armut.

In einer kürzlich erschienenen, ausgezeichneten Wirtschaftsgeschichte des Dorfes Wädenswil von Albert Hauser wird dargestellt, daß noch im Jahre 1830 ein Arbeiter zwei Stunden arbeiten mußte, um ein Pfund Brot kaufen zu können. Heute beträgt dieser Arbeitsaufwand sieben Minuten.

Wenn am Anfang des 19. Jahrhunderts siebenjährige Kinder täglich zehn bis zwölf Stunden in den Fabriken arbeiteten, so geschah es nicht deshalb, weil damals die Eltern Unmenschen waren oder ihre Kinder nicht liebten. Die Kinderarbeit war ganz einfach nötig, um die Familien vor dem Verhungern zu schützen.

Die Sorge um das tägliche Brot, im wörtlichen Sinne des Wortes, quälte damals einen großen Teil der Bevölkerung. In vielen Familien weinten die Kinder Abend für Abend, weil sie hungrig ins Bett mußten. Das hat sich radikal geändert, wenigstens bei uns.

Es schneielet, es beielet,
Es gaat en chüele Wind,
Und häsch es Stückli Broot im Sack,
So gibs emen aarme Chind.

Dieser alte Kindervers hat keine Gültigkeit mehr. Man hätte heute in den meisten Schulhäusern Mühe, ein armes Kind zu finden, das aufjubelt, wenn man ihm ein Stückchen Brot schenkt.

Aber nicht nur von der Armut, auch vom Frondienst hat die Maschine die Menschen weitgehend befreit. Vor der Erfindung der Dampfmaschinen und der Elektrizität war man für die Energieerzeugung, wo nicht ge-

rade Wasser zur Verfügung stand, auf Tiere und weitgehend auf Menschen angewiesen. Es ist unvorstellbar, wie viel mechanische, fürchterlich langweilige Arbeit die Menschen früher verrichten mußten, Arbeit, die Leib und Seele zermürbte. Die Tretmühlen, diese entsetzlichen Räder, die statt durch Wasserkraft durch Menschen in Bewegung gesetzt wurden, waren tatsächlich vorhanden. Auch die Galeeren existierten, und wenn man Gefangene zu ihrer Fortbewegung verwendete, dann nur deshalb, weil diese Arbeit so hart und langweilig war, daß man keine freiwilligen Ruderer fand.

Es ist zwar wahr, daß die Technik manche interessante handwerkliche Tätigkeit verdrängte und durch langweilige Arbeit an der Maschine ersetzte. Sie hat aber in viel größerem Maße den Menschen von langweiliger Arbeit befreit. Die Automation, die gegenwärtig ihren Siegeszug antritt, wird diese Entwicklung noch beschleunigen.

Nein, die Technisierung der Welt war trotz allen Nachteilen, die sie brachte, ein großer Segen. Wenn deshalb sogenannte unentwikkelte Länder danach trachten, sich möglichst rasch zu technisieren, so haben sie Recht. Und auch die UNO hat Recht, wenn sie diese Bestrebungen unterstützt. Selbstverständlich ist ein vorsintflutlicher Pflug, gezogen von zwei Ochsen, die ein Joch tragen, malerischer als ein Traktor. Wenn aber die Landwirtschaftsmethoden eines Landes so rückständig sind, daß zu wenig produziert wird und infolgedessen Tausende oder Millionen an Unterernährung zugrunde gehen, so kann man diesen Völkern wirklich nicht zumuten, die alten Zustände beizubehalten, nur damit ein paar europäische Touristen Gelegenheit haben, interessante Farbenfilme zu drehen.

Das Gesetz der Polarität

Aber wie geht es nun weiter? Wird diese kulturelle Gleichschaltung immer weitere Fortschritte machen, so daß am Schluß die ganze Welt in eine eintönige Fabriklandschaft verwandelt wird und jede Eigenart verloren geht?

Ich glaube, das muß man nicht befürchten, weil hier eine Erscheinung wirksam wird, an die man gewöhnlich zu wenig denkt: die Polarität.

Der Mensch sucht das Gleichgewicht. Jede extreme Entwicklung wird ihm unbehaglich. Plötzlich entstehen Gegenkräfte. So geht es auch mit der Technisierung des Lebens.

Als letztes Jahr die Hundertjahr-Feier der Eidgenössischen Technischen Hochschule stattfand, wurde das Polytechnikum sage und schreibe mit Kerzen beleuchtet. Das wäre noch vor dreißig Jahren undenkbar gewesen. Damals hätte man mit Begeisterung Neon-Beleuchtung eingerichtet. Heute aber wollen die Techniker, wenn sie aus der ganzen Welt zu einer wichtigen Feier zusammenkommen, beim gemütlichen Zusammensein nichts von Technik wissen. Davon haben sie genug in ihrem Beruf.

Diese Reaktionserscheinungen gegen das Überborden der Technik sind in der letzten Zeit immer häufiger geworden. Gelegentlich haben sie allerdings etwas Don-Quichote-Haftes.

Wir haben vor Jahren im Schweizer Spiegel einen Artikel des Holzbildhauers Lehmann erscheinen lassen, der im Kanton Thurgau in einer alten Mühle haust, in der sich kein einziger nicht von Hand gemachter Gegenstand befindet. Es ist nun typisch, daß die Kobeser Mühle Wallfahrtsziel unzähliger Mitbürger geworden ist, die zwar persönlich einen andern Lebensstil pflegen, denen aber diese konsequente Ablehnung alles Technischen doch irgendwie imponiert.

Auch der Heimatstil, der zur Zeit der Landesausstellung entstand, war ein Versuch, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Auch er schoß vielfach übers Ziel hinaus. Wenn in einem modernen Haus eine Heimatstil-Wirtschaft eingerichtet wurde, wo man die Betondecke mit Holz verschalte, einige dicke Balken als Atrappen befestigte und diese mit einer Lötlampe noch künstlich schwärzte, so war das gewiß lächerlich und unecht. Echt aber ist das Bedürfnis nach einer Welt, in der die Maschine den Menschen nicht mehr beherrscht. Auch der durch die Gläubigen vollständig von Hand gebaute, später abgebrannte, anthroposophische Tempel in Dornach gehört in dieses Kapitel.

Es ist auch charakteristisch, daß gerade in dem am meisten technisierten Land, den Vereinigten Staaten, eine Gegenbewegung gegen die Maschinen entstanden ist, die immer größere Ausmaße annimmt. Die «Do it yourself»-Bewegung, das Basteln im großen Stil, hat dort einen ungeheuren Aufschwung genommen.

Das Spinnennetz

Die Amerikaner und Amerikanerinnen haben von jeher mit Vorliebe ihre Holzhäuser außen und vor allem innen selbst angemalt und alle möglichen Installationen selbst gemacht. Jetzt aber sind viele dazu übergegangen, auch die Möbel selbst zu fabrizieren, ja sogar ihre Häuser selber zu bauen. Und so sieht man hochbezahlte Bankdirektoren sich in ihrer Freizeit mit Säge und Axt abmühen, um einen Stuhl herzustellen, den sie in jedem Möbelgeschäft kaufen könnten, wahrscheinlich bequemer und bestimmt bedeutend billiger, denn wenn für die aufgewendete Arbeitszeit auch nur der Stundenlohn eines Hilfsarbeiters eingesetzt wird, kostet das selbstgemachte Möbel bestimmt bedeutend mehr als ein Maschinenprodukt. Aber es geht diesen Leuten ja gar nicht darum, Ersparnisse zu machen. Es geht ihnen darum, mit ihren eigenen Händen etwas zu erzeugen, so wie es auch bei uns sehr gutsituierte Frauen gibt, die ihre Kleiderstoffe selber weben.

Zurück zur Natur

Wie geht es im Ruhestand?» fragte ich kürzlich einen Pfarrer.

«Recht gut, aber wissen Sie, was ich furchtbar vermisse? Den Holzschopf neben dem Pfarrhaus. In meiner jetzigen Dreizimmerwohnung hat es natürlich keinen Kachelofen, und wenn ich nicht Holz spalten kann, so ist mir einfach nicht recht wohl.»

Auch die ganze Zurück-zur-Natur-Bewegung muß hier erwähnt werden und ebenso der damit zusammenhängende Sport. Es ist bezeichnend, daß das Skifahren erst populär wurde, als technische Verkehrsmittel, wie die Eisenbahnen, das Auto und das Flugzeug allen zur Verfügung standen.

Auch die ungeheure Beliebtheit des Badens erklärt sich aus solchen Zusammenhängen. Im 18. und 19. Jahrhundert war noch soviel Natur vorhanden, daß man die Seen, die neben den Wäldern in besonderem Maße urtümliche Natur verkörpern, viel weniger schätzte als heute. Noch in meiner Jugend badete ein großer Teil der erwachsenen Bewohner der Zürichsee-Dörfer nie im See, oder dann höchstens in kleinen Privatbadehäuschen. Man hatte kein Bedürfnis nach der unberührten Natur, so wie man in der eigenen Wohnung die Sonne durch Plüschvorhänge ausschloß.

Es ist auch kein Zufall, daß immer mehr Naturschutzreservate geschaffen werden. Die Natur ist zum Mangelartikel geworden. Die letzten Moore wurden trockengelegt, die Grünhecken umgehauen. Wir haben aus dem Mittelland eine technische Werkstätten-Landschaft gemacht, und nun halten wir es in dieser technisierten Landschaft nicht mehr aus. Wir flüchten uns in den Ferien in Länder, wo die Natur noch unberührt ist, oder an die Meere, die Seen oder in die Berge. Es ist bezeichnend, daß erst in der letzten Zeit der Kampf gegen die Gewässerverschmutzung auf allgemeines Verständnis stößt. Wir merken, daß die Seen und Berge für unser seelisches Gleichgewicht unerläßlich sind. Sie sind nicht nur für unsere physische, sondern auch für unsere seelische Gesundheit nötig.

Andere Länder sind in dieser Beziehung besser daran. In Nordamerika und Kanada gibt es immer noch in erreichbarer Nähe menschlicher Siedlungen riesige Gebiete, die keine Veränderungen durch die Hand des Menschen erfahren haben. In Amerika und Kanada ist die Natur noch so wild, daß sie ein Gegengewicht zur Technik bildet. Das vergißt man immer wieder, wenn man behauptet, dort sei der Mensch durch die stärkere Technisierung der Natur mehr entfremdet als bei uns. Das Leben ist mehr technisiert, aber es ist als Gegengewicht ganz einfach mehr unberührtes Naturland da. Auch ist dort an vielen Orten das Klima viel extremer. Das Klima kann nur in bestimmtem Maß durch den Menschen reguliert werden, d. h. nur innerhalb der Wohnräume. Ein Schneesturm im amerikanischen Mittelwesten oder im nördlichen Kanada ist etwas so Urtümliches, daß die ganze Zivilisation der Großstädte davon erschüttert wird.

Es ist auch kein Zufall, daß die Robinson-Spielplätze bei uns immer mehr aufkommen. Kinder mit ihrer Sensibilität leiden besonders unter Störungen des Gleichgewichtes. Die allzu geordnete und rationalisierte Welt unserer schweizerischen Städte macht sie unglücklich.

Die Möbel der Zukunft

Ich glaube deshalb, daß man nicht befürchten muß, daß die Technisierung unseres Lebens immer weiter fortschreite. Selbstverständlich ist der Siegeszug der Tech-

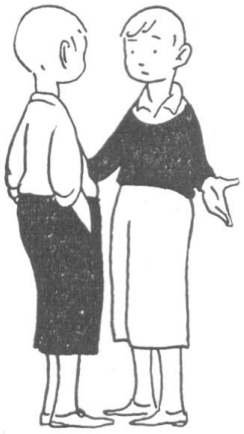
Foto: Kurt Blum
Nach der Party

nik noch lange nicht am Ende, aber neben der technischen Welt wird sich eine untechnische behaupten, ja sogar eine eigentliche Wiedergeburt erleben. Das gilt nicht zuletzt für das Handwerk.

Vielleicht werden die Möbeleinrichtungen der Zukunft folgendermaßen aussehen: Auf der einen Seite werden wir die internationalen, unpersönlichen, mit der Maschine angefertigten Serienmöbel haben, vielleicht aus Holz, wahrscheinlich aber immer mehr aus Kunststoff. Diese Möbel und Hausgegenstände ha-

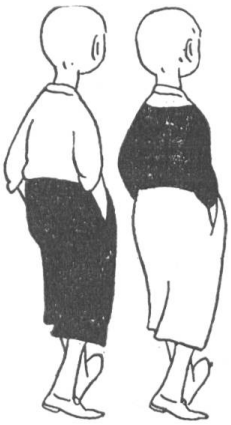
Der kleine Familienfilm

Geht über die Strasse zu Ernst Hasler.



Ernst erklärt, er darf seinen Fussball für eine Woche nicht brauchen, weil er damit eine Fensterscheibe eingeschlagen hat.

Sind sich einig, dass Fussball das einzige ist, was sie heute spielen wollen. Versuchen vergeblich Frau Hasler zu veranlassen, den Bann aufzuheben.



Marschieren zehn Minuten, um herauszufinden, ob sie Fritz Leutholds Fussball entlehnen können. Das ist leider nicht möglich, da das Ventil defekt ist und der Fussball deshalb nicht aufgeblasen werden kann.

Marschieren 15 Minuten zu Kurt Kneubühler.

Trotz Überredung, Bestechung und Drohung will Kurt seinen Fussball nicht ausleihen.

Erinnern sich, dass Hans-Peter Kägi zwei Fussbälle besitzt. Marschieren einen Kilometer zu Hans-Peters Haus.

Sie bringen es fertig, Hans-Peters alten Fussball zu erhalten und verbringen den Rest des Nachmittags damit, dass sie einem Mann zusehen, der einen Schild an der Strassenecke anmalt.

ben den Vorteil, nicht viel zu kosten. Sie können auch formal recht hübsch sein, so daß sie in keiner Weise unser ästhetisches Empfinden verletzen. Sie sind und bleiben aber unpersönliche Serienprodukte, und sie werden deshalb durch individuell gearbeitete, handwerkliche Möbel ergänzt.

Schon jetzt sieht man gelegentlich Familien, die auf diese Art eingerichtet sind: Billige Serienmöbel einerseits, Antiquitäten anderseits. Wenn heute überall Antiquitätengeschäfte aus dem Boden wachsen und alle noch halbwegs zu rettenden Tische, Kommoden und Truhen mit teurem Geld restauriert werden, so ist das mehr als der Einfluß einer vorübergehenden Mode. Je stärker die Technisierung fortschreitet, um so größer wird das Bedürfnis nach altertümlichen Gegenständen.

Aber selbstverständlich genügen Antiquitäten nicht, schon deshalb nicht, weil es deren nicht genug gibt. Schon jetzt erklären Antiquare, ihr wichtigstes Problem liege nicht mehr im Verkauf, sondern im Einkauf.

Aber auch abgesehen davon, daß sich die Antiquitäten mit der Zeit erschöpfen werden, wäre es unwürdig, wenn wir uns darauf beschränkten, für die Befriedigung unseres Bedürfnisses nach handwerklichen Möbeln einfach von dem zu profitieren, was unsere Vorväter schufen. Wir müssen neue Dinge aus dem Geist unsererZeit schaffen. Das Kunstgewerbe im weitesten Sinne hat deshalb eine große Zukunft.

Mehr Förderung des Kunsthandwerkes

Die Renaissance des Handwerklichen wäre noch stärker, wenn wir eine aktivere Kulturpolitik treiben würden. Die überall latent vorhandenen Kräfte, welche ein Gegengewicht zu der übermäßigen Technisierung schaffen wollen, sollten mehr gefördert werden. Die öffentliche Hand muß immer dem Schwachen helfen, in der Kulturpolitik wie in der Erziehung muß man jene Kräfte fördern, die in einem bestimmten historischen Moment Unterstützung brauchen. Das ist heute nicht die Technik, sondern ihr Gegenpol, das Kunsthandwerk.

Diese Aufgabe ist durchaus nicht einfach, denn wir ließen im 19. Jahrhundert auf vielen Gebieten die kunsthandwerkliche Tradition weitgehend zugrunde gehen.

Andere Länder haben die Zeichen der Zeit besser begriffen. Die Glasbläsereien von Murano, die südfranzösischen Töpfereien, die dänischen Silberwaren, um nur ein paar wenige Beispiele zu nennen, haben in den letzten Jahren eine eigentliche Wiedergeburt erlebt. Auch bei uns fehlt es nicht an schöpferischen Kräften, aber sie erfahren zu wenig Förderung.

Hier, im handgearbeiteten Gegenstand, wird die nationale Eigenart von selbst zum Ausdruck kommen. Selbstverständlich erstrecken sich Stil und Mode über die nationalen Grenzen hinaus, aber der Stempel des Ursprungsortes läßt sich trotzdem deutlich erkennen. Ein Rokokomöbel aus dem Kanton Freiburg oder Bern, oder gar ein gemalter Kasten vom Ende des 18. Jahrhunderts aus dem Kanton Appenzell atmen einen andern Geist als ein Rokokomöbel aus Frankreich. Die schweizerischen Möbel sind irgendwie naiver, menschlicher, mit einem Wort demokratischer.

Diese Unterschiede gelten auch für die Gegenwart. Besonders die nordischen Länder haben es verstanden, Möbel, Stoffe usw. zu schaffen, die modern und zeitgemäß sind und gleichzeitig die Tradition nicht verleugnen, ein Kunstgewerbe, das auf der ganzen Welt bewundert wird und trotzdem ausgesprochen nationalen Charakter trägt. Bei uns in der Schweiz besteht leider oft ein unerfreulicher Gegensatz zwischen den modernen Gestaltern und den Vertretern der traditionellen Volkskunst.

Sogar in Südamerika, in Peru und in Mexiko werden Anstrengungen unternommen, um ein Kunstgewerbe ins Leben zu rufen, das Ausdruck der nationalen Kultur ist.

Die Architektur war früher bevorzugter Ausdruck nationaler und regionaler Eigenart. Wenn ein Ausländer an schweizerische Bauten denkt, denkt er an ein Chalet. Als dann die Techniker von der Architektur Besitz nahmen, ist auch diese weitgehend internationalisiert worden. Fabriken sehen in der ganzen Welt sehr ähnlich aus.

Auch hier ist aber eine Reaktion im Gange, nicht nur bei uns in dem schon erwähnten, verunglückten Heimatstil, sondern in vielen Ländern ist eine Architektengeneration herangewachsen, welche die Technik in keiner Weise ablehnt, aber beherrscht und durch handwerkliche Elemente ergänzt und durchaus persönlich und national baut. Ein Vertreter dieser Architektur ist Frank Lloyd Wright, ein anderer der Finne Alvar Alto. Beide haben inter-

nationales Ansehen und Einfluß auf der ganzen Welt, aber bei beiden kommt eine ausgeprägte nationale Eigenart zum Ausdruck.

Auch die Kunst ist im Gegensatz zur Technik national. Ich weiß, daß die meisten Künstler dies bestreiten. Sie wollen gute Bilder malen und nicht Herolde eines Nationalgefühles sein. Aber sie sind es, ob sie wollen oder nicht.

Hodler war ein typisch schweizerischer Maler, wie Cézanne ein französischer Maler war, Botticelli ein italienischer und Albrecht Dürer ein deutscher. Die nationale Eigenart kommt nicht durch das zum Ausdruck, was sie malen, sondern wie sie malen. Wenn deshalb während des Krieges die Behörden bei uns die bildende Kunst unter dem Titel «Geistige Landesverteidigung» gefördert haben, so ist das gar nicht so unrichtig, wie oft behauptet wurde.

Bei den Dichtern verhält es sich gleich. Gotthelf und Keller konnten nur auf schweizerischem Boden wachsen, genau wie Shakespeare ein typisch englischer Dichter ist und bleibt, natürlich ein Dichter von Weltformat, aber dennoch ein englischer Dichter.

Die Kunst ist Ausdruck der nationalen Eigenart, gibt ihr aber gleichzeitig Gestalt und stärkt sie dadurch. In jedem Land, das einen ausgeprägten Lebensstil hat, haben die Künstler zu dessen Formung entscheidend beigetragen.

Natürlich bestehen immer Ausnahmen. So gibt es gegenwärtig viele Schweizer Künstler, die krampfhaft versuchen, ihr Schweizertum, ihren schweizerischen Urgrund zu verleugnen. Sie gleichen Emporkömmlingen, die ihre Mutter verleugnen wollen.

Die Welt der Schönheit, das Ästhetische in seiner weitesten Form, bildet das eigentliche Gegengewicht zur Welt der Technik. Im Interesse des Gleichgewichtes ist deshalb in unserer Zivilisation die Pflege des Schönen besonders nötig. Dabei darf man diesen Begriff nicht zu eng fassen. Es geht nicht nur um Gegenstände und Bilder, sondern um die ganze Lebensgestaltung, um die Förderung des Homo ludens als Gegengewicht zum Homo chrampfer.

Ist der Nationalstaat überlebt?

Wenn das Handwerkliche und Ästhetische wieder zu seinem Recht kommt, dann ist die Voraussetzung geschaffen, um den schweizerischen Lebensstil trotz den gleichschaltenden Einflüssen der Technik zu erhalten. Das allein genügt aber nicht. Voraussetzung ist das Bestehen von Nationalstaaten mit echter Eigenart.

Ein Gegenstand oder auch ein Lebensstil könnte ja unstandardisiert, persönlich sein und doch nicht national. Es gibt in allen Großstädten Kunstgewerblerinnen, deren Erzeugnisse ein durchaus eigenes Gepräge haben, in denen aber keine nationale Eigenart zum Ausdruck kommt.

Es stellt sich deshalb die Frage: Sind nicht Nationalkulturen, wie wir sie für die Schweiz fordern, grundsätzlich überlebt? Ja, sind nicht kleine Nationalstaaten, wie Deutschland, Frankreich, Norwegen, Holland, die Schweiz usw. Anachronismen?

Es gibt viele Menschen, die heute diese Ansicht vertreten. Zu ihnen gehören wieder einmal die reinen Techniker. Diese empfinden die jetzigen Grenzen als störend. Die Technik, handle es sich um Eisenbahnen oder um Elektrizität, hat am liebsten einheitliche Großräume, Kleinstaaterei und gar föderalistische Eigenart empfindet sie als Hindernis.

Auch viele nur wirtschaftlich denkende Köpfe möchten die Grenzen abschaffen. Für den Vertreter einer Firma, deren Produkte nach der ganzen Welt exportiert werden, bedeuten Zollschranken, Währungsverschiedenheiten, Unterschiede des Geschmacks nichts anderes als Hindernisse.

Diese Technokraten und Wirtschafter sind in guten Treuen der Ansicht, die Welt wäre reicher, wenn die Wirtschaftsräume größer würden. Andere Volkswirtschaftler setzen immerhin schon hier ein Fragezeichen und weisen darauf hin, daß trotz des kleinen Wirtschaftsgebietes merkwürdigerweise, z. B. in Europa die ganz kleinen Staaten einen höheren Lebensstandard aufweisen als die größeren. Sowie der Kleinbetrieb oft wirtschaftlicher arbeitet als der Großbetrieb, findet auch die Wirtschaft im kleinen Staat oft günstigere Voraussetzungen als im Großstaat. Diese Kreise, die besonders in unserem Land zahlreich sind, bestreiten natürlich nicht, daß eine vermehrte internationale Zusammenarbeit nötig sei, aber sie halten die Errichtung eines Superstaates für unnötig und gefährlich.

Vor allem aber hat auch dieses Problem eine psychologische Seite. Der Mensch ist ja nicht reiner homo oeconomicus. Es geht nicht nur darum, eine politische Form zu finden, die den höchsten Lebensstandard ermöglicht, sondern

die Welt soll so gestaltet werden, daß sich die Menschen wohlfühlen. Und nun muß ich gestehen, daß ich trotz allem Gerede von der Überlebtheit der nationalen Staaten noch nicht viele Menschen gesehen habe, die glücklich waren, ohne in einem Nationalstaat verwurzelt zu sein.

Bei den internationalen Organisationen und auch bei gewissen Weltfirmen gibt es leitende Angestellte, die tatsächlich in der ganzen Welt zu Hause sind – in der ganzen Welt und deshalb nirgends. Allen diesen Menschen fehlt aber etwas. Ein Mensch braucht ein Vaterland, sonst wird er entwurzelt. Das ist ja auch der Grund, warum ständig neue Nationalstaaten entstehen. Es ist möglich, daß in andern Zeitaltern andere Gemeinschaften die geistige Heimat boten. Heute aber brauchen wir ein Vaterland.

Wir dürfen uns in unserer Betrachtungsweise nicht zu sehr von unseren Nachbarn beeinflussen lassen. Viele Deutsche sind Anhänger eines europäischen Überstaates, nicht weil ihnen der Nationalstaat überlebt erscheint, sondern weil ihr eigenes Nationalempfinden gestört ist. Sie wollen sozusagen das Vaterland wechseln, wobei sie unbewußt annehmen, das neue Europa werde nichts anderes sein als ein neues Heiliges Europäisches Reich deutscher Nation, d. h. ein Superstaat, in dem die Deutschen die Führung hätten. Und bei den Franzosen ist es ähnlich.

Nein, der Nationalstaat ist nicht überlebt, im Gegenteil. Auch hier tritt wieder die Polarität in Erscheinung: Je mehr die Welt zusammenrückt, um so größer wird das Bedürfnis nach einer überblickbaren Heimat. Deshalb glaube ich, daß gerade der Kleinstaat eine große Zukunft hat.

Einheit in der Vielfalt

Eine Heimat aber kann der Nationalstaat nur sein, wenn er seine Eigenart behält. Nur in Staaten mit nationaler Kultur kann sich das Nationalgefühl entfalten. Sind Staaten reine Verwaltungskörper, so geben sie der Seele nicht genug Nahrung. Das ist auch der Grund, warum solche am grünen Tisch geborene Staaten in der Regel Schwierigkeiten haben, am Leben zu bleiben. Sie sind zu sehr Gebilde der Vernunft, sie sind so vernünftig, daß niemand für diese Opfer bringen will. In den echten Staaten aber entwickelt sich ein eigener Lebensstil, so wie ein Baum beim Wachsen die ihm gemäße Form erhält. Sehr kleine Staaten wie die Schweiz sind in dieser Beziehung immer gefährdet. Sie brauchen deshalb eine bewußte Förderung ihrer nationalen Eigenart. Sie benötigen das, was man «Geistige Landesverteidigung» nennt, oder besser gesagt, eine national gerichtete Kulturpolitik.

Kulturpolitik ist in einem föderalistisch aufgebauten Land allerdings viel schwieriger zu betreiben als in einem zentralistischen. Dänemark z. B. hat es in dieser Beziehung unendlich viel leichter als die Schweiz. Beim Föderalismus besteht immer die Gefahr der Zersplitterung, die Gefahr, daß man die lokale Verschiedenheit so stark fördert, daß das Gemeinsame verloren geht. Dann wird die Pflege des Föderalismus zum Kantönligeist und zur Kirchturmpolitik. Richtig aufgefaßter Föderalismus schwächt aber den Zusammenhang des Ganzen nicht, sondern stärkt ihn im Gegenteil, er schafft die Einheit durch die Vielheit.

Wenn auch die föderalistischen Ideen schwierig durchzuführen sind, so haben sie doch einen großen Vorteil: sie sind äußerst zeitgemäß. Der Föderalismus entspricht gerade heute einem Bedürfnis. Je mehr die Menschheit durch Verkehr und Technik zusammenrückt, je mehr sie in Kontinenten empfindet, desto größer ist die Gefahr, daß der einzelne Mensch atomisiert wird, zum Teil einer Masse hinabsinkt. Deshalb sind heute mehr denn je nicht nur kleine Staaten, sondern noch kleinere Gebilde nötig, wie sie unsere Kantone und vor allem unsere Gemeinden darstellen.

Die Gemeinden mit ihrem reichen Eigenleben sind sozusagen eine schweizerische Spezialität. Während Frankreich daran krankt, daß es die Selbständigkeit der Provinzen und Gemeinden zugrunde gerichtet hat, besitzen wir noch stolze Dörfer und Städte mit großer Tradition.

Leider unternehmen wir viel zu wenig, um sie lebenskräftig zu erhalten. Durch unglückliche Steuergesetze brechen wir ihren finanziellen Rückgrat und auch in Bezug auf Kulturförderung wird beschämend wenig getan.

Modernes Brauchtum

Die Gemeinden sollten die eigentlichen Träger der Kulturpolitik sein. Kulturförderung darf sich aber nicht einfach auf den Ankauf von Bildern und die Renovation von

Gebäuden beschränken, sondern dazu gehören alle Maßnahmen, die aus den Einwohnern einer Gemeinde eine Gemeinschaft machen. Das können organisatorische oder bauliche Vorkehrungen sein, wie die Erhaltung eines Dorfplatzes oder die Anlegung einer Umgehungsstraße, oder Bestrebungen ganz anderer Art, die dazu dienen, altes Brauchtum zu erhalten und neues zu schaffen.

Der Lebensstil eines Volkes kommt ja nicht nur in Möbeln, Bauten und Bildern zum Ausdruck, sondern ebensosehr in Kleidern, Liedern, in Sitten und Gebräuchen. Daran denken wir ja vor allem, wenn wir von schweizerischem Lebensstil reden.

Viele Bräuche sind deshalb ausgestorben, weil die Gemeinschaften, die ihre Träger waren, nicht mehr lebenskräftig sind. Die Folklore gedeiht nicht in luftleeren Räumen, Brauchtum ist Ausdruck einer Gemeinschaft. Wenn man es erhalten will, muß man die Gemeinschaft fördern, wie umgekehrt nachher das wiedererstandene Brauchtum gemeinschaftsfördernd wirkt.

Das Zürcher Sechseläuten und die Basler Fasnacht sind dafür klassische Beispiele. Beide Feste haben zwar einen historischen Ursprung, sind aber in ihrer jetzigen Form noch nicht einmal hundert Jahre alt. Sie erlebten eine Wiedergeburt als Ausdruck des immer noch lebendigen, ja neu erwachten Bürgersinnes dieser Städte.

Ähnlich verhält es sich mit dem Winzerfest in Vevey. Das Winzerfest war übrigens deshalb so schön, weil es zeitgemäß und von Leuten mit künstlerischem Niveau geleitet war – wie ja auch die Basler Fasnacht vor allem durch die Mitwirkung der Künstler ihren hohen Rang erhält. Leider liegt bei uns die Gestaltung von andern Festen oft in den Händen von Menschen, denen dazu jede schöpferische Begabung fehlt, und die sich deshalb darauf beschränken, überlebte Formen schlecht zu kopieren.

Wir haben anfangs des 19. Jahrhunderts einen guten, neuen, gesamtschweizerischen Feststil geschaffen, wie ihn ja Gottfried Keller oft besungen hat. Dieser Stil ist aber heute überlebt. So wenig wir unsere Häuser nur mit Antiquitäten einrichten können, so wenig dürfen wir uns damit begnügen, traditionelles Brauchtum weiter zu pflegen. Wir müssen neue Formen schaffen, die Ausdruck unserer Zeit sind.

Wir müssen auch mithelfen, daß sich die neuen Zusammenballungen von Menschen mit der Zeit zu echten Gemeinschaften entwickeln, wie z. B. die Quartiere in den Großstädten oder die Wohngenossenschaften. Diese neuen Gebilde werden dann ein neues Brauchtum entwickeln.

Selbstverständlich soll der schweizerische Lebensstil auch seine Pflege erfahren in der allerkleinsten Gemeinschaft, in der Familie.

Die Quintessenz

Es heißt also nicht, entweder oder, sondern sowohl als auch, nicht, Technik oder handwerkliche Kultur, sondern Technik *und* handwerkliche Kultur. Es heißt nicht internationale Organisation oder Kleinstaat mit seiner Eigenart, sondern internationale Organisation *und* Kleinstaat mit seiner Eigenart.

Das Problem der Vereinigung dieser scheinbaren Gegensätze ist international. Jede Nation muß es auf ihre Weise lösen. Für die Schweiz sind die Voraussetzungen sehr gut. Wir sind bereits technisch durchgeseucht, d. h. wir haben die Technik weitgehend assimiliert und sind trotzdem noch nicht vollständig standardisiert und gleichgeschaltet. Wir sind in reger Verbindung mit der ganzen Welt, und doch haben wir unsere nationale Eigenart und die Eigenart der kleinen Gemeinschaften noch weitgehend erhalten.

Alle Voraussetzungen zur Erhaltung eines schweizerischen Lebensstils auch im Zeitalter der Technik und der Großräume sind deshalb gegeben. Was uns fehlt, ist lediglich genug Selbstbewußtsein.

Natürlich, alles fließt. Die Welt ändert sich mit jedem Jahr. Manches, das uns teurer, geheiligter Ausdruck schweizerischer Eigenart war, wird verschwinden. Dafür wird anderes entstehen, das in seiner Art ebenso wertvoll sein kann.

Die Eidgenossenschaft von 1999 wird nicht mehr die Eidgenossenschaft von 1799 sein. Aber wenn wir uns nicht verwirren lassen und den Mut nicht verlieren, so werden wir unsere schweizerische Art auch unter den veränderten Verhältnissen erhalten können.